

## Zweiter Teil

### Einleitung

Es gilt auch in Deutschland nicht für ein Zeichen von gutem Geschmack, wenn Kleidungsstücke fertig gekauft werden.

Aber Häuser fertig zu kaufen oder in Wohnungen zu ziehen, die ohne Rücksicht auf besondere Bedürfnisse für einen allgemeinen niedrigen Durchschnitt des Geschmacks und der Lebenshaltung angelegt und eingerichtet sind, gehört zu den Gewohnheiten, über deren Berechtigung nicht viel nachgedacht wird.

Wie würde unsere bürgerliche Baukunst aussehen, wenn die wohlhabende Gesellschaft mit derselben Sorgfalt, Hingebung, Unermüdllichkeit, mit derselben unerbittlichen Kritik, demselben Geschmack, derselben Sachkenntnis beim Bau der Häuser und bei Einrichtung der Wohnungen mitarbeitete wie bei der Anfertigung eines Fracks, eines Überziehers oder eines Ballkleides?

Es gab eine Zeit, wo auch der Architekt auf die Mitarbeit rechnen durfte, deren heute nur der Schneider sich erfreut. — Die Folgen der mangelnden oder mangelhaften Anteilnahme des Bauherrn lassen sich überall beobachten. Alle Anstrengungen der Architekten, aus dem Herkommen und Akademismus zu entweichen in das Reich einer lebendigen Kunst, bleiben verlorene Liebesmüh', solange nur in den seltenen Ausnahmen palastartigen Hausbaues der Auftraggeber wie bei einem Stück seiner Tracht zu urteilen und anzuregen vermag.

Es wird nicht leicht halten, eine Besserung durchzusetzen. Doch muß es von vielen Seiten versucht werden, sollen wir nicht auch in der Architektur um unsere kulturelle Selbständigkeit kommen.

Am Horizont zieht das Unwetter schon herauf. Die Engländer haben im Anschluß an ihre einheimische bäuerliche und Kleinbürgerliche Architektur ein nationales Wohnhaus geschaffen, dessen Stil dem Bedürfnis entspricht und weder von Frankreich noch von Italien beeinflusst wird. Ihre Fachblätter, vor allem das in Deutschland so überaus einflussreiche Studio, und im Anschluß daran die deutschen Nachahmungen dieser

Zeitschrift, mit einem kühnen Sprunge sich auf den englischen Standpunkt schwingend und die einheimische deutsche Renaissance und Backsteingotik ihrem Schicksal überlassend, haben in alle Ecken hineingeleuchtet, so daß die englischen Ideen über Hausbau und Einrichtung bei uns jetzt eine mächtigere Anziehungskraft ausüben als irgendwelche Gedanken, die von deutschen Architekten, Bauakademien oder Bau-  
schulen oder von irgenwelcher alten Kunst ausgehen. Die stärkste Persönlichkeit der älteren Generation, Wallot, hat auf den Bau des eigentlichen Wohnhauses kaum einen Einfluß, man müßte denn den Reklamebau der Großstädte mitrechnen. In wenigen Jahren wird nun der „*Studiosstil*“ oder besser dessen notwendigerweise verballhornte Nachahmung überall angewandt werden. Die ersten Spuren zeigen sich auch schon in Hamburg.

Wir dürfen nicht erwarten, daß diese neue Mode uns etwas anderes bringen wird als eine neue Mascherade. Weder die Bauspekulanten noch die sonstigen Auftraggeber sind darauf vorbereitet, in der neuen Mode etwas anderes als die ornamentale Außenseite zu sehen. Man wird wie bei den übrigen Stilmoden, die sich seit zwei Jahrzehnten bei uns abgelöst haben, mit den neumodischen Gedanken, die keine eigene Arbeit gekostet haben, dieselbe barbarische Verschwendung treiben wie bisher mit den „*Lesefrüchten*“ aus Hirths „*Formenschatz*“ und tausend anderen Sammelwerken.

Soll unter dem neuen Überrock des englischen Cottagestils die alte Misere weitergetragen werden, bis einmal irgendwo ein neuer Stil geborgt werden kann? Oder sollte sich ein Punkt finden lassen, wo der Widerstand gegen die raum- und zeitlose Altertümelei, gegen den Akademismus und gegen die Ausländerei mit Aussicht auf Erfolg einsetzen kann?

\* \* \*

In Hamburg wurde seit einem Jahrzehnt wiederholt der Wunsch geäußert, daß die alleinheimische Bauweise zum Ausgangspunkte eines neuen bürgerlichen Baustils hamburgischen Charakters gewählt würde.

So wurde bei der Begründung der Sammlung von Bildern aus

Hamburg 1889 darauf hingewiesen, daß die malerische Darstellung der bürgerlichen Architektur des alten Hamburg eine Anregung für Erneuerung unserer Bauweise bieten könnte. „Niemand kann uns eindringlicher als der Maler sagen,“ hieß es, „daß bisher in Hamburg nichts entstanden ist, das für unsere Luft und unser Licht so vortrefflich empfunden ist, wie die bürgerliche und ländliche Architektur des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts“, und in der Publikation des Kunstvereins über Hermann Rauffmann und die Kunst in Hamburg schließt 1892 der Abschnitt über die Architektur mit den Worten: „Welchen Gang die künftige Entwicklung unserer Architektur nehmen wird, ist nicht abzusehen. Da nach alter Erfahrung eine ausgesprochene Stilart sich nur ein Menschenalter zu halten pflegt, werden auch die gegenwärtig herrschenden Richtungen einem anderen Geschmack weichen. Bei den jungen Architekten läßt sich das Bestreben, sich von Berlin und Hannover zu befreien, schon verfolgen. Möchten sie sich darauf besinnen, daß in unserer Bevölkerung das ‚Sonninsche Haus‘ noch mit Ehrfurcht genannt wird... Es dürfte nicht so schwer fallen, die alten monumentalen Prinzipien der Heimat wieder zur Geltung zu bringen... Nur auf diesem Boden können wir hoffen, in der nächsten Generation zu etwas Eigenem zu kommen. Daß es nicht auf eine unfruchtbare Nachahmung hinauslaufen wird, dafür sorgt der veränderte Zuschnitt unseres Lebens, und die Sitten, Gewohnheiten und Bedürfnisse der Hamburger Familie sind so verschieden von denen des übrigen Deutschlands, daß ihr künstlerischer Ausdruck Bauwerke eigener Art erzeugen muß.“

Seither ist die Überzeugung, daß es in der Tat bei uns eine kräftige, mannigfaltige Bauweise gibt, die für alles die entwicklungsfähigen Keime enthält, in weitere Kreise gedrungen. Sie ist freilich nur noch in Resten, allerdings ausreichenden Resten vorhanden, aber sie hat doch schon in einigen wenigen Fällen zum Ausgangspunkt für neue Bildungen gedient, so in dem von Martin Haller erbauten Landhause des Herrn Ed. Lorenz Meyer in Reinbeck und in Faulwassers Seniorat von St. Michaels.

Soll aus diesen ersten Versuchen sich eine eigene hamburgische bürgerliche Baukunst entwickeln, so muß in weiteren Kreisen die Teilnahme für diese Bestrebungen erweckt werden.

Der Zeitpunkt erscheint günstig. Bei der Verbesserung der Verbindungen hat sich das Wohngebiet weit über das Weichbild der bisherigen Vororte ausgedehnt. In der ganzen Umgebung entstehen, meist von der Spekulation aufgeführt, neue Villenviertel. Im kommenden Jahrhundert dürfte die Ausdehnung der mit kleinen Einzelhäusern im Garten bebauten Gebiete weit über das heute denkbare anwachsen.

Was wir für alle deutschen Länder fordern müssen, daß bei der Erneuerung der bürgerlichen Architektur von der heimischen Bauweise ausgegangen wird, gilt auch für Hamburg.

Man wagt kaum, sich vorzustellen, wie lieblich diese neuen Vororte aussehen könnten, wenn die Erbauer sich für die sachliche Schönheit unserer alten ländlichen und bürgerlichen Baukunst begeisterten.

\* \* \*

Es gibt eine durchgehende Lebensführung nationalen Charakters in England, aber nicht in Deutschland. Das Haus, das aus den Bedürfnissen der Hamburger oder Bremer Familie heraus gebaut wird, kann der Berliner oder der Bayer nicht brauchen. Es gibt in Deutschland auch nicht wie in England, ein durch den größten Teil des Landes ziemlich gleichartiges feuchtes warmes Inselklima. Das äußere Gewand des Hauses muß, wenn es mit den Lebensgewohnheiten, mit Luft, Licht und Landschaft in Hamburg zusammenstimmen soll, anders aussehen als in München oder im Schwarzwald.

Von diesen Erwägungen aus und angeregt durch einige namhafte Architekten Hamburgs, denen die Publikationen der Gesellschaft bekannt waren, hat die Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde im Frühjahr 1899 die hamburgischen Architekten zu einer Ideenkonkurrenz aufgefordert, deren Ergebnisse in der Kunsthalle öffentlich auszustellen sie die Erlaubnis bei der Kommission für die Verwaltung erbeten und erhalten hat.

Dem Ausschreiben, dessen Abdruck an dieser Stelle von Interesse sein dürfte, ist kaum etwas hinzuzufügen. Daß von einer Prämüierung abgesehen wurde, ergibt sich aus der Sachlage. Es war nicht die Absicht, zwei oder drei Entwürfe durch eine Auszeichnung als die besten zu empfehlen und dadurch die Arbeiten aller übrigen Architekten in das falsche Licht der Unzulänglichkeit zu rücken, sondern es sollte den Freunden einer heimischen Bauweise Gelegenheit gegeben werden, alle Architekten von verwandter Gesinnung kennenzulernen. Nicht unbedenklich war vielleicht die Vorschrift, daß die Ausführungskosten innerhalb einer gewissen Grenze anzugeben seien. Aber hier entschied die Notwendigkeit, dem Besucher der Ausstellung eine fertige Sache vorzuführen. Es sollte vor allen Dingen zum Bauen angeregt werden, und dadurch war die ausschreibende Gesellschaft zu der Überzeugung gelangt, daß der Besucher, ohne beim ausstellenden Architekten sich erkundigen zu müssen, an Ort und Stelle auf eine der ersten Fragen, die nach den Baukosten, Auskunft erhalten sollte. Dann erschien es sehr notwendig, von vornherein klarzustellen, daß es sich nicht um ein lediglich akademisches Turnier, sondern um eine sehr fest auf das Praktische gerichtete Bestrebung handelt und daß kein kostspieliger neuer Luxus, sondern das gerade Gegenteil angestrebt wird. Deshalb wurde die Bedingung gestellt, daß der Kostenanschlag innerhalb bestimmter Grenzen bindend sein solle. Als Gegenwert für die geforderten Leistungen schätzt die Gesellschaft das, was sie bietet, höher als den Geldpreis oder den Kranz für den Sieger in der Konkurrenz. Sie bietet die Möglichkeit, einen Teil der Architektur dem Spekulantentum und der Konkurrenz minderwertiger, unkünstlerischer Elemente zu entreißen, sie bietet die Aussicht, daß ein großer Teil des Publikums auf der geplanten Ausstellung unmittelbar mit den ausstellenden Architekten in Verbindung tritt; sie öffnet einen neuen Weg, zu einer hamburgischen Architektur zu kommen, die nicht, wie die heutige, ein Mischmasch bunter, von allen Akademiestädten Deutschlands und einigen Kunstzentren des Auslands entlehnter Aneignungen ist. In diesen Punkten glaubt die Gesellschaft einen hinreichenden Ersatz für die ausfallenden Preise sehen zu dürfen.

Das Schreiben lautet:

„Von vielen hamburgischen Architekten und von den Mitgliedern der Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde wird der Wunsch gehegt, daß beim Bau ländlicher Wohnhäuser in der Umgebung Hamburgs soviel wie möglich Anschluß an die ältere heimische Architektur gesucht wird, deren künstlerische Wirkung sich in unserer Landschaft und in unserem Klima bewährt hat.

Auf Anregung namhafter hamburgischer Architekten hat die Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde beschlossen, eine Idealkonkurrenz zur Erlangung von Entwürfen auszuschreiben, und auf Ansuchen der Gesellschaft hat der Präses der Kommission für die Verwaltung der Kunsthalle die öffentliche Ausstellung der eingeleferteten Entwürfe in der Kunsthalle zugesagt.

#### Bedingungen:

1. Die Entwürfe werden in der Reihenfolge der Einlieferungszeiten ausgestellt.
2. Die Entwürfe sind im Maßstab von 1:100 zu halten.
3. Von jedem Hause sind die Hauptansicht in geometrischer Darstellung, eine perspektivische Ansicht — farbig — und ein Grundriß einzuliefern.
4. Es werden drei Typen aufgestellt nach Maßgabe des Bedürfnisses:
  - a) zu vier bis fünf Zimmern,
  - b) zu fünf bis sieben Zimmern,
  - c) zu sieben bis neun Zimmern.
5. Es wird dem einzelnen freigestellt, Entwürfe für alle drei, für zwei Häuser oder für eins einzusenden.
6. Jeder Entwurf ist mit einem Kostenüberschlage zu versehen.
7. Der Einsender ist zur Ausführung innerhalb zehn Prozent auf- und abwärts des Anschlages verpflichtet.
8. Anonyme Einsendungen werden nicht ausgestellt.
9. Preise werden nicht verteilt.

10. Die Einsendungen sind bis zum 1. Juli 1899 an den Präses der Gesellschaft, Herrn Eduard Lorenz Meyer, zu richten.

#### Allgemeine Bemerkungen:

Da es darauf ankommt, einen einfachen Ausgangspunkt für künstlerische Entwicklung der Architektur unserer Landhäuser zu finden, mögen folgende allgemeine Wünsche zum Ausdruck kommen. Alle rein dekorativen Ausbauten, namentlich Türme, sind zu vermeiden. Ebenso Erker und Anbauten, die für die Benutzung vom Zimmer aus zu klein sind. Jeder derartige Bau muß mindestens für zwei Personen bequeme Sitzgelegenheit an einem Tische bieten. Da bei zwei Fenstern an einer Wand die Benutzung der Fensterwand schwierig und unter Umständen unmöglich wird, ist tunlichst das in älterer Zeit in Hamburg allgemein übliche breite Fenster mit hoher Fensterbank einzuführen. Das Dach ist tunlichst als einfache einheitliche Masse zu behandeln. Schieferdeckung ist auszuschließen. Für die einfacheren Typen ist Rohbau mit weißem oder getöntem Kalkbewurf, für die reicheren Ziegelrohbau gedacht. Doch sind Formsteine irgendwelcher Art, glasierte Ziegel und Ornamente aus versetzten Ziegeln auszuschließen. Wenn Zementbewurf angewendet wird, sind Profile und plastische Ornamente irgendwelcher Art zu vermeiden. Ebenso jegliche architektonische oder ornamentale Umrahmung der Fenster und Türen. Dagegen ist auf eine geschmackvolle farbige Behandlung des Holzwerkes an Fenstern und Türen das größte Gewicht zu legen. Es möge an dieser Stelle auf den ehemals in unserer Heimat allgemein verbreiteten Brauch hingewiesen werden. Die Fensterrahmen (und die Fensterläden) pflegten bei weißem Kalkbewurf ochsenblutfarben, grün oder blau, beim Ziegelrohbau weiß oder grün gestrichen zu werden. Doch bleibt natürlich die Farbenwahl dem persönlichen Geschmack überlassen. Nur von der Verwendung naturfarbenen Holzes ist abzuraten.

Beranden dürfen die Zimmer nicht verdunkeln. Es wird Wert auf großräumige Beranden gelegt, die der Familie möglichst bequem und lange den Aufenthalt in freier Luft gestatten. Versuche, den Platz vor

der Haustür nach Art der Beischläge auszubilden, sind sehr erwünscht. Auch für die Behandlung der Ausbauten der Wohnzimmer wird auf die runden und viereckigen Formen der älteren und heimischen Architektur hingewiesen. Dreiseitige Ausbauten haben sich als unpraktisch erwiesen. Es werden dafür sechsseitige mit ununterbrochen herumgeführten Fenstern empfohlen.

Im Inneren ist die Ausbildung der Diele als großer gemeinschaftlicher Wohnraum und als Speisezimmer zu empfehlen, wie es in der älteren hamburgischen Architektur üblich war. Doch empfiehlt es sich nicht, die Treppe frei in diesen Raum zu legen. In den Zimmern sind Flügelthüren überflüssig, wenn der eine große Hauptraum vorhanden ist. Die Türen sind möglichst fern vom Fenster zu halten, die Wände tunlichst ungeteilt zu lassen.“

Im Auftrage der Gesellschaft war dieses mit einigen Hamburger Architekten beratene Schriftstück von dem Präsidenten, Herrn Ed. L. Meyer, der seit Jahren für die Wiederaufnahme der einheimischen Baugedanken tätig ist, und Frau Marie Zacharias, deren Studien uns eine Fülle von Motiven unserer alten städtischen Bauweise aufbewahren, unterzeichnet. —

Das Ausschreiben hat das gewünschte Ergebnis nicht gehabt, weil der Hamburger Architektenverein seinen Mitgliedern von der Beteiligung abgeraten hatte. Nur drei Architekten hatten daraufhin Entwürfe eingesandt.

Die Gründe, die im Sitzungsbericht des Architektenvereins (Deutsche Bauzeitung 1899, S. 303) angeführt werden, wenden sich nicht gegen den künstlerischen Inhalt des Ausschreibens, sondern gegen Formalien. Das Ausschreiben stehe in Widerspruch mit den Verbandsgrundsätzen für öffentliche Konkurrenzen. Es sei keine Jury ernannt, es sollten keine Preise verteilt werden, vom Architekten würden Leistungen und sogar die Übernahme bindender Verpflichtung gefordert, sein Projekt zu dem veranschlagten Preise auszuführen. Jergendein Gegenwert für diese Leistungen werde nicht gewährt.

\* \* \*

Die folgenden kurzen Aufsätze, unter dem Titel „Haus und Heimat“ im Jahrbuch der Gesellschaft erschienen, weisen auf den Charakter der älteren Hamburger Bauweise hin.

## Das alte Hamburger Haus in der Stadt

Für die Stadthäuser der Hamburger hatte sich schon im späteren Mittelalter ein eigenartiger Typus entwickelt, der im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert künstlerisch behandelt wurde.

Weil der Raum in der Festungsstadt beschränkt war, drängte alles auf die möglichste Ausnutzung des Bodens. Daher sind die Grundstücke schmal und tief. Das Dreifensterhaus bildete die Regel.

Große Speicherräume waren nötig, weil der Kaufmann die Ware, mit der er handelte, nicht als Spediteur vertrieb, sondern wirklich besaß, und er mußte sie zu Wasser und zu Lande ans Haus und wieder fortschaffen können.

Deshalb liegen die Grundstücke zwischen der Straße und dem Fleet (Kanal). An der Straße erhebt sich das Wohnhaus, am Fleet der Speicher. Zwischen beiden liegt ein Hof, dessen eine Seite von dem Verbindungsbau begrenzt wird. Diese Anlage ist ganz speziell hamburgisch. In Bremen und Lübeck fehlte die Möglichkeit, die Wasserstraße an jedes Haus zu leiten.

Einfahrten in den Hof gab es nicht, dazu waren die Grundstücke zu schmal. Palastartige Typen mit Einfahrten — *porte cochère* — wurden zuerst im siebzehnten Jahrhundert auf dem Wandrahm und dem Neuen Wall versucht, blieben aber, wie beim alten Palais Görz, dem heutigen Stadthaus (Wohnung des Polizeiherrn), die Ausnahme.

Die Überschwemmungen, denen das tiefliegende Gebiet um die Wasserstraßen ausgesetzt war, nötigten zur Aufstreuung der Erdgeschosse.

Damit waren die Grundzüge der Fassadenentwicklung gegeben: die an der Straße vorgelegte Haustreppe, drei Fenster und, um den schmalen Raum auszunutzen, drei bis vier Stockwerke.

Die künstlerische Behandlung hing außerdem noch von der Lage ab. Freie Plätze gab es wenig, und die Straßen waren eng. Eine Fassadenentwicklung mit Säulen oder auch nur mit rhythmischer Verteilung von Schmuckformen war durch die geringe Breite des Grundstückes ebenso erschwert, wie sie bei der Kürze des Abstandes wirkungslos gewesen wäre.

Man beschränkte sich deshalb in der Regel auf die ruhige Wandfläche aus Ziegelsteinen, in deren roter Masse die Fenster mit ihren weißgestrichenen Rahmen — es wäre interessant, zu erfahren, wann dieser weiße Anstrich kommt — mit starkem Akzent wirkten. Plastischen Schmuck erhielten nur der Giebel, der weithin sichtbar war, und das Portal. Hier pflegte man dem heimischen Baustoff des Backsteins das eingeführte des Sandsteins vorzuziehen, das dem plastischen Schmuck so viel gefügiger entgegenkam und sich mit seinem feinen Grau vom Rot der Mauer abhob. Sandsteinfassaden waren verhältnismäßig selten. Die am meisten hamburgische Ausbildung hat der Typus des Hamburger Backsteinbaues durch das sogenannte Sonninsche Haus gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts erfahren.

Diese Architektur ist die einzige, die sich auch in der ruhigen Luft der modernen Stadt bewährt hat.

\* \* \*

Von der Straße gelangt man in diesem städtischen Hamburger Hause über die Freitreppe unmittelbar auf die große Diele, die das Haus durchquert. Dies ist der malerischste Raum des ganzen Hauses.

Seine Anlage geht aus dem praktischen Bedürfnis hervor. Heute würde man wohl nicht wagen, etwas so in sich Unregelmäßiges anzulegen. Er hat nicht überall dieselbe Höhe und ist nicht überall gleich breit, er hat an der Hofseite eine riesenhohle Fensterwand und nach der Straßenseite eine Tür mit Oberlicht.

Und wie einheitlich und behaglich wirkt er trotzdem, wie reich und vornehm! Wenn unsere Dilettanten uns von diesen herrlichen Räumen nicht genaue Zeichnungen aufbewahrt hätten, die nicht nur das Materi-

elle, sondern auch die Stimmung geben, wir würden gar nicht wissen, was wir verloren haben, ehe wir es recht erkannt hatten.

Was den Raum so lebendig macht, lebendiger als die stolzen Treppenhäuser der Barockpaläste, das ist seine Lauschigkeit, die das tägliche Leben ahnen läßt, das Gepräge eines zusammengesetzten, aber in sich gefesteten Organismus.

In der Regel liegt die Haustür nicht in der Mitte der Fassade, sondern, wie dies beim Dreifensterhaus aus Raumersparnis Sitte ist, an der Seite.

Der erste Teil der Diele, den man von der Haustür betritt, hat nur die Höhe des Erdgeschosses und die Breite und Tiefe, die dem Zimmer, das an seiner Stelle liegen könnte, entsprechen.

Neben diesem ersten Teil der Diele liegt ein Zimmer, ursprünglich das Kontor.

Der zweite Teil der Diele ist der Hauptraum. Er nimmt die ganze Breite des Hauses ein und geht durch zwei Geschosse. Da er auch die doppelte bis vierfache Tiefe des ersten Teils hat, so entstehen sehr ansehnliche Abmessungen. Es ist eine richtige Halle, der Mittelpunkt des häuslichen Lebens.

Vom Hauseingang aus sieht man zuerst die große Fensterwand nach dem Hofe, die in der Regel die ganze Höhe der Halle einnimmt: man kann nicht Licht genug haben. Eine Flügeltür, ebenfalls mit Scheiben, liegt darin, die auf den Hof führt. So ist diese ganze große Wand nur Fenster.

Neben dieser Fensterwand nach dem Hofe wird eine kurze Treppe mit schön geschwungener Rampe sichtbar. Sie führt vier oder fünf Stufen hinauf zu einer Flügeltür. Hinter dieser liegen zwei große Säle in reichster Ausstattung, das sind die Festräume. Sie liegen nicht im eigentlichen Haus, sondern im Verbindungsbau zwischen Haus und Speicher am Hof entlang. Die herrlichen beiden Stückbecken aus dem Bostelmannschen Hause im Museum für Kunst und Gewerbe stammen aus solchen Sälen des schmaleren Zwischenhauses, das Wohnhaus und Speicher verbindet.

Von der Kasten der kurzen Treppe geht die Haustreppe ab, die an der Wand nach dem ersten Stock führt. Sie liegt offen, ist breit und bequem, hat eine schöne geschnitzte Rampe, meist auch in der Mitte eine Kasten. Über ihr liegt eine breite, ebenfalls nach dem Dielenraum offene Galerie, die die vorderen mit den hinteren Räumen verbindet und durch eine oder zwei mächtige hölzerne Säulen mit reichen Kapitellen gestützt wird. Auch die Galerie hat eine kräftige, reichgeschnitzte Balustrade.

Die Decke der Halle, die Unterseite der Treppe und der Galerie sind mit kräftig geschnittenem Stuck verziert, der wohl in der Regel weiß blieb, während alles Holzwerk über schwarzen Sockelstreifen gelb, grün, rot oder auch wohl marmorartig gestrichen war und farbig in der weißen Masse der Wände stand.

Der Treppenwand gegenüber befand sich eine Waschanlage von laminartigem Aufbau, oft mit Inschriften verziert.

Die Wohn- und Schlafzimmer lagen im ersten und zweiten Stock nach vorn. Im zweiten Stock pflegten auch die Speicherräume zu beginnen. Durch eine große Öffnung in der Decke hingen auf die Diele die Seile herab, mit denen die Waren emporgezogen wurden.

Oft stand auf der Diele noch ein kleines Bauer aus Holz mit Glasscheiben: das Ziehbürken. Hier saß, gegen den Zug geschützt, die Näherin oder eine Magd, die bei einer Handarbeit, wenn es nötig schien, die Diele bewachte. Das Ziehbürken war der lagernden Waren wegen beweglich.

Vor dreißig Jahren waren noch viele dieser Stadthäuser im Winter bewohnt und wurden in frischem Stande erhalten. Jetzt stehen kaum noch ein halbes Duzend im alten Zustande, aber da die Häuser nicht mehr bewohnt werden und nur als Speicher oder Kontore dienen, sind sie unfrisch oder verkommen.

\* \* \*

Die Künstler, die in Hamburg lebten, haben uns von der traulichen Poesie dieser Räume kein Bild erhalten. Den Dilettanten aber, die

uns einen Blick in die dem Untergange geweihte Herrlichkeit festhielten, wird man nicht nur in Hamburg ein dankbares Andenken bewahren. Sie haben uns ein Stück deutscher Kultur gerettet.

Hätte es solche Schönheit in der Privatarchitektur Münchens, Berlins und Düsseldorfs gegeben, so würden Generationen von Malern in unserem Jahrhundert sie verherrlicht haben. Aus tausend Bildern und Hunderttausenden von Photographien, Holzschnitten und Stichen danach würde das deutsche Volk diese Diele kennen, wie der Mondschein durch die Fensterwand nach dem Hofe auf die Fliesen fällt, während in einer Ecke Schatzgräber beim Schein einer Laterne an der Arbeit sind; in düsterer Nacht, wie beim Fackelschein der Patrizier verhaftet wird; wie er von seiner Familie Abschied nimmt; wie er von der Reise heimkehrt; wie er einen fürstlichen Gast ins Haus geleitet, den seine geschmückte Hausfrau vor der Treppe erwartet. Wir würden in der folgenden Generation den malerischen Raum gesehen haben, wie die Sonne im Sommer den schwankenden Schatten der Linde, die im Hofe steht, durch die Fenster wirft, wie die Silhouetten der Arbeiter an der Winde vom Licht umspielt werden, das sich weich über die strahlend gelb oder rot in das Weiß der Stuckmassen gebettete Holzarbeit der Treppe und Galerie breitet.

Ob sich die Architektur in Hamburg noch einmal daran erinnern wird, daß es solches bei uns einst gegeben hat? Eine Möglichkeit, die Motive in ihrer Gesamtheit wieder zu verwenden, liegt freilich nicht vor, denn das Leben hat andere Formen angenommen. Aber weshalb sollen die neuen Bedürfnisse nicht ebenso schön und hamburgisch ausgedrückt werden können?

### Das moderne Wohnhaus

Für das gewöhnliche bürgerliche Wohnhaus hat die Hamburger Architektur in unserem Jahrhundert einen eigenen und sehr charakteristischen Grundriß ausgebildet. Für die Fassadenbildung ist sie zu keinem Typus gekommen.

Es liegt im Garten und kann sich bei der Schmalheit der Grundstücke nur nach der Tiefe hin entfalten. Man sieht den engbrüstigen Fassaden nicht an, wieviel Raum dahinter liegt.

Vom Stadthause alten Stils, das nur im Winter bewohnt wurde, unterscheidet es sich durch die Anlage eines Windfanges und durch den Verzicht auf die Halle.

Ein Windfang war im alten Stadthaus nicht unbedingt nötig, da die engen, gewundenen Straßen den Wind brachen. Die Straße selbst war schon Windfang.

Als man begann, das Haus im Garten vor dem Tore auch im Winter zu bewohnen, wurde der Windfang nötig, den man im windstillen Sommer hatte entbehren können. Bei alten Häusern läßt sich heute noch erkennen, daß er eine Zutat war. Die ältesten Windfänge sind aus Holz angebaut. Bei allen Neubauten ist er in den Organismus einbezogen.

Diese Anlage ist durchaus hamburgisch. Als die deutschen Fachleute zur Ausstellung nach Chicago gingen und bei der Gelegenheit das amerikanische Haus studierten, fiel es ihnen wohlthuend auf, daß der Besucher nicht vor der Tür stehen zu bleiben braucht, um während der Zeit zwischen Klingeln und Auftun allem Wetter und den Blicken der Passanten ausgesetzt zu sein, sondern statt dessen durch eine unverhoffte Tür einen geschützten Vorraum betreten konnte.

Daß diese Anlage auch in Hamburg üblich war, scheint den meisten ganz unbekannt gewesen zu sein.

In dem einfachen Hamburger Wohnhause liegen die sämtlichen Wirtschaftsräume und die Wohn-, Schlaf- und Badezimmer der Dienerschaft, Küche, Aufwasküche, Waschküche, Feuerungsraum, Plätzzimmer usw. im Halbkeller. Das Erdgeschoß enthält das Empfangszimmer, das nicht weiter bewohnt wird, das Wohnzimmer der Hausfrau, die den Wirtschaftsräumen nahe sein will, den Speisesaal und den Anrichterraum. Im ersten Stock liegt das Arbeitszimmer des Hausherrn, das Schlafzimmer der Eheleute, daneben ein Badezimmer und nach vorn, neben dem Zimmer des Hausherrn, das Morgenzimmer, der

Raum, in dem die Familie das erste Frühstück einnimmt, während die Zimmer im Erdgeschoß gereinigt werden. Schlaf-, Bohn- und Spielzimmer der Kinder sind im zweiten oder im dritten Stock mit den Fremdenzimmern untergebracht. Dies gilt für die bescheidenen Verhältnisse, wo die Hausfrau nicht den Anspruch macht, ihr besonderes Toilette- und Badezimmer zu haben, und der Hausherr auf besondere Bibliotheks-, Rauch- und Billardzimmer verzichtet. Sobald sich die Ansprüche des einzelnen an persönliche Bequemlichkeit erhöhen, erweitert sich der Organismus noch beträchtlich, ohne daß von Luxus oder Prunk die Rede sein könnte. Repräsentieren, wie mit einer Enfilade von Salons im vergangenen Jahrhundert oder mit den Bordzimmern einer Berliner Etage, kann der Bewohner eines solchen Hauses noch nicht. Bei großen Familienfesten muß er ein Zelt in den Garten hinausbauen. Aber im ganzen Haus ist kein toter Raum. Alles ist durch das tägliche Leben ausgefüllt.

### Das alte Landhaus

Während für das Stadthaus ein ganz fester Typus ausgebildet wurde, der sich aus dem Bedürfnis und aus der Gestalt des Grundstückes entwickelte, hatte man beim Landhaus freieren Spielraum.

Es gibt nur wenige hamburgische Landhäuser aus dem achtzehnten Jahrhundert. In der Franzosenzeit wurde auf weite Strecken hinaus die ganze Umgebung Hamburgs von Bäumen und Häusern entblößt.

Wir sollten die wenigen noch vorhandenen Reste aufnehmen und so für die Erhaltung der untergegangenen Formenwelt sorgen. Einiges konnte schon in der Sammlung von Bildern aus Hamburg geschehen. Max Liebermann haben wir die Erinnerung an das schönste Landhaus des siebzehnten Jahrhunderts am Kirchweg in Teufelsbrück, ein größeres Gemälde, und in einem Pastell das Motiv einer vornehmen Villa des achtzehnten Jahrhunderts zu danken.

Im Landhaus scheint ein großer mittlerer Hauptraum den eigentlichen Wohnraum der Familie gebildet zu haben. Ursprünglich Diese

zu ebener Erde, wie man noch auf dem Herrenhaus der Insel Walters-  
hof sehen kann — Hans Olde hat uns für die Sammlung von Bildern  
aus Hamburg ein köstliches Stimmungsbild dieses Raumes geschaffen —  
scheint gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine leise Überführung  
in den Typus des großen Mittelsaales stattgefunden zu haben, der aus  
den französischen Villenanlagen des vergangenen Jahrhunderts be-  
kannt ist. Ein Marmorkamin, verschiedene Sofas an den Wänden mit  
Tischen und Stühlen davor, gaben die Möglichkeit, eine größere Gesell-  
schaft behaglich zu verteilen. Eine alte derartige Anlage habe ich noch  
in einem Landhaus an der Bille im Gebrauch gesehen. Von dem älteren  
Typus im Hamburger Landhause und von der Halle im kleineren  
englischen Wohnhause unterscheidet sich diese Anlage dadurch, daß sie  
keine Treppe enthält. Daß man erst im achtzehnten Jahrhundert be-  
gonnen hat, auf die Anlage der Treppe in dieser Wohnhalle zu ver-  
zichten, verdient Beachtung. Alte Typen pflegen sich lange zu halten,  
auch wenn die Bedürfnisse sich schon geändert haben, und das Leben  
verfeinerte Züge trägt. Wir dürfen heute, wenn die Halle bewohnt  
werden soll, zu dem ursprünglichen Typus mit der Treppe nicht wieder  
zurückkehren. Es ist an sich unbehaglich, von Durchgehenden gestört  
zu werden, und die Absperrung des Zugs zwischen der Halle unten und  
dem Korridor, in den oben die Treppe mündet, erfordert besondere  
Vorkehrungen.

Die große Halle ist sehr wichtig, für das tägliche Leben der Familie  
sowohl wie für das Gesellschaftsleben. Um einen großen Raum dieser  
Art zu erzielen, sollte man in den kleinen Stadt- und Landhäusern das  
sogenannte Eintrittszimmer ohne Bedenken opfern. Man wird stets  
die Beobachtung machen, daß sich eine Gesellschaft am behaglichsten  
fühlt, wenn sie in einem einzigen größeren Raum vereinigt ist. Fehlt  
es daran und müssen sich einzelne Gruppen in kleinere Nebenräume  
zurückziehen, so pflegen sie sich wie abgeschlossen zu fühlen, und wer  
zu ihnen hineintritt, findet es schwer, sich anzuschließen und pflegt  
nach einem flüchtigen Blick wieder zu verschwinden. In einem ein-  
zelnen großen Raum fällt das Anschließen und Abbrechen unendlich

viel bequemer, denn es macht keinen so gewaltsamen Eindruck, wie wenn man durch eine Thür in ein anderes Zimmer treten oder es auf demselben Wege verlassen muß. Was leicht, ungezwungen und unbemerkt vor sich gehen müßte, wird durch die leiseste Umständlichkeit als etwas Absichtliches erscheinen.

Aber auch für das tägliche Leben bietet eine große Halle als Wohnraum unendliche Vorteile. Wo sie vorhanden und mit Arbeitsplätzen und Gruppen von Sitzgelegenheiten behaglich ausgestattet ist, habe ich beobachtet, daß alle Familienmitglieder die Neigung haben, sich darin aufzuhalten, plaudernd, studierend, mit Handarbeiten beschäftigt. Jeder pflegt seinen Lieblingsplatz zu haben.

Auch wer sich draußen ein ganz bescheidenes Sommerhaus baut, vielleicht nur, um, wie es die Engländer tun, das Wochenende darin zuzubringen, tut am besten, von diesem einen Raum auszugehen. Wenn die Fensteranlage vorsichtig berechnet ist, so daß wenigstens einige Scheiben nachts offen bleiben können, ist es möglich, die Schlafzimmer sehr viel kleiner anzulegen, als heute die Regel ist.

Steht die Halle als der eine große Raum allen zur Verfügung, so können die Schlaf-, Wohn- und Arbeitszimmer im Landhause erheblich kleinere Abmessungen haben, als sonst erwünscht sein muß.

Daß ein größerer Raum die Aufstellung der Möbel erleichtert und der künstlerischen Ausgestaltung mancherlei Möglichkeiten läßt, braucht nicht betont zu werden.

Hoffentlich gelingt es, in den kommenden Jahren das Material für eine genauere Darstellung der alten Hamburger Landhäuser zu sammeln. Aber das neue Wohnhaus muß aus den neuen Bedürfnissen geschaffen werden. Die kann aber nur der Bauherr selber kennen, nicht der Architekt, wenigstens jetzt noch nicht, wo alles im Werden ist.

### Schiffer- und Fischerhäuser

Für das kleinere Wohnhaus der wohlhabenden Schiffer und Fischer gibt es zwei Typen.

Der eine, etwas vornehmere, schließt sich an die städtische Archi-

tektur des achtzehnten Jahrhunderts. Einfache Backsteinwände mit dem zarten hellen Netz der Fugen, ein ruhiges rotes Ziegeldach darüber. Nirgend Säule, Ornament oder Gebälk. Nur die Fensterrahmen stehen weiß in dem roten oder rotvioletten Mauerwerk, und die Haustür ist dunkelgrün gestrichen. Nirgend Formsteine. Schmuckformen finden sich nur an der Tür. Der Wohlhabendere hält auf eine schöngeteilte, vielleicht mit geschnitzten Rosetten, auch wohl mit Laubgehängen geschmückte Tür, deren Griff und Schloßblech aus blankgeputztem Messing sehr freundlich auf dem grünen Grunde stehen. Das Oberlicht darüber pflegt ebenfalls geschnitzt — oft in sehr zierlichen und liebenswürdigen Formen — und in seinen Holzteilen im Gegensatz zur grünen Tür weiß bemalt zu sein. Soll noch ein übriges geschehen, so erhält die Tür eine Sandsteinumrahmung mit bescheidenem, zierlichem Gebälk. Bis auf den Giebel und die hohe Treppe, die hier fehlen, sind das dieselben Kunstmittel, die im achtzehnten Jahrhundert bei uns für das städtische Haus galten, das in der hohen roten Wand mit weißen Fenstern keinen anderen Schmuck kannte, als das Portal und den Giebel.

Wenn wir über die geschorene Hecke weg so ein farbiges Schifferhaus mit der weißen Bank davor in seinem Garten unter geschorenen Bäumen liegen sehen und daneben einen Neubau aus Zement mit verschwenderisch angeklebtem Ornament, so wird es uns schwer, zu begreifen, wie man dazu gekommen ist, so viel Bornehmheit, so viel Kultur aufzugeben.

Das bescheidenere Fischerhaus pflegt noch einfacher, aber koloristisch noch stärker zu sein. Unter dem Strohdach oder Ziegeldach eine gepuzte Wand, deren Kalkanstrich alle Jahre vom Bewohner selbst aufgefrischt wird. Diese Wand ist in der Regel weiß, doch kommen auch grünliche und gelbliche oder bläuliche Tönungen vor. Der Sockel, soweit der Regen anspritzen kann, ist schwarz geteert, damit die Hausfrau ihn abwaschen kann. In der weißen Wand sitzen die Fensterrahmen natürlich nicht weiß, sondern dunkelgrün, dunkelblau, oxsenblutrot, die Fensterläden und die Türen sind dann in derselben Farbe gestrichen. Die Wirkung der einfachen, satten Farben im Schatten der geschorenen

Bäume, die das Haus umgeben, ist so stark und so lieblich, daß keinerlei moderne Architektur dagegen aufkommt.

Was diese beiden hauptsächlichsten Häusertypen unserer Gegend noch in ein besonders gemütliches Licht rückt, ist, daß der Bewohner sie selber pflegen kann. Schiffer und Fischer sind von ihren Fahrzeugen her mit der Farbe vertraut. Der Kapitän oder Lotse streicht alljährlich zu Pfingsten seine Fensterrahmen und seine Türbank weiß und seine Tür und die Fensterläden grün, der Fischer gibt seinem Hause einen frischen weißen Kalkanstrich und teert den Sockel. Mit wenig Kosten sind diese Häuser beständig frisch zu halten.

\* \* \*

Für unsere Gegend müßten die Schiffer- und Fischerhäuser die Grundlage für die Entwicklung der Architektur des Landhauses abgeben.

Auch die Engländer haben überall für das Einzelwohnhaus auf dem Lande und in der Vorstadt den ländlichen Stil der Gegend zugrunde gelegt, nicht, wie unsere Architekten, den französischen Palast, die italienische Villa oder ein gotisches Phantasiegebilde, das sich nie und nirgend zugetragen außer auf dem Reißbrett des Akademikers. Die Engländer sind auch in ihrer Namengebung sachlich und bescheiden und bleiben lieber unter der Wirklichkeit, als daß sie darüber hinauslangen. Sie nennen selbst ein sehr großes geräumiges Wohnhaus im Garten nicht, wie wir, ihre Villa, sondern nach dem Ursprung der angewandten Formen Cottage, das heißt Hütte.

Der Entwicklung des Grundrisses stellen diese auf die Wirkung der Farbe statt der Form berechneten Landhäuser keinerlei Hindernisse in den Weg: sie kennen weder die kleine Säule noch das Palastfenster, und ihr Dach ist eine große ruhige Masse.

Ähnliche Benutzung der älteren bürgerlichen Architektur wäre für das Stadthaus zu wünschen. Es widerspricht unseren besten Neigungen, das große Zinshaus als einen üppigen Palast auszubilden. Im Grunde wollen wir doch gar nicht scheinen, was wir nicht sind.

## Das Bauernhaus

Wie weit das niedersächsische Bauernhaus in unserer Landschaft für den Ausbau des ländlichen Wohnhauses Motive bieten kann, muß die Praxis ergeben. In Form und Farbe enthält es nicht viel, was nicht auch am Stadthause und an den Fischer- und Schifferhäusern vorkäme.

Aber der Grundriß bietet vielleicht eine sehr brauchbare Anregung.

Es ist ein Langbau, der mit dem Giebel nach der Straße liegt. Diese Giebelseite hat keinen Eingang. Im Erdgeschoß und den ein oder zwei Stockwerken liegen hier die Schlaf-, Wohn- und Staatszimmer. Die Haustür liegt an der Seite.

Der Eintretende findet sich in einem großen Raum, der quer durchs Haus geht und an beiden Seiten Fenster hat.

Dies ist die alte sächsische Halle, der Hauptraum des Hauses. An der Wand nach der Straßenseite sind die Türen zu sehen, die in die Zimmer führen, meist zwei. Dazwischen liegt in der Mitte der Wand der Feuerherd. Wenn die Hausfrau hier beschäftigt ist, kann sie ihr ganzes Reich übersehen. Durch die Fenster kann sie beobachten, was im Garten und auf dem Hof geschieht, und dem Herd gegenüber sieht sie durch eine weite torartige Öffnung auf die „große Diele“, die zweite Halle des Hauses, die oft mehr als die Hälfte des ganzen Gebäudes einnimmt, den Mittelpunkt des Wirtschaftslebens. Hierher öffnen sich an den Seiten die Ställe der Tiere, durch das Tor am Ende dieser großen Diele kommen die hochbeladenen Heu- und Kornwagen herein.

Für das Landhaus wäre die Anlage der Quershalle vielleicht von Wert. Von dieser Halle könnte es nach der einen Seite in die Wohnzimmer gehen, genau wie im Bauernhaus, und an der entgegengesetzten Seite könnten sich die Küche und die Wirtschaftsräume anschließen. Die alte Herdstelle müßte Kamin werden mit den nötigen Sitzgelegenheiten. Die langen Fensterwände würden die Möglichkeit bieten, tiefe geräumige Erker auszubilden, zimmerartige Kojen mit dem Blick auf den Garten.

Die Motive brauchten wir nicht aus England zu holen. Alles einzelne findet sich in unserer älteren, von Italien, Frankreich und der modernen Gotik noch nicht berührten städtischen und ländlichen Architektur.

## Der Beischlag

Wir haben noch keine Monographie des Beischlags. Und wenn es sich auch um eine Anlage handelt, die so gut wie ausgestorben ist und von der man kaum annehmen darf, daß sie für das Stadthaus wieder aufgenommen wird, wäre es doch für die Anschauung des Straßenaufbaues und Straßensbildes der norddeutschen Städte bis ins achtzehnte Jahrhundert von Wichtigkeit, wenn überall die Reste und Spuren zusammengestellt würden, daß man einmal das ganze Tatsachenmaterial überblicken könnte.

Schon Günther Gensler wies darauf hin, daß der Beischlag ein Erzeugnis der norddeutschen Architektur sei. Hier dient im Erdgeschoß der meist aufgetreppte Eingang den Fußgängern, während weiter südlich Fußgänger und Wagen durch die große Einfahrt ins Haus gelangen, wodurch die Ausbildung eines Beischlags unmöglich wird.

Die monumentale Entwicklung hat der Beischlag bekanntlich in Danzig erfahren. Bei uns und in den Nachbarstädten handelt es sich meist nur um eine Sitzgelegenheit bescheidenen Umfanges vor der Tür.

Vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts ist der Beischlag in der Architektur des vornehmeren Privathauses bei uns verkümmert, da die Wohlhabenden schon früh im Jahr „auf den Garten“ zogen und deshalb nicht mehr in die Lage kamen, abends nach der Arbeit vor der Tür zu sitzen. In den Quartieren der weniger Wohlhabenden war er dagegen bis in unser Jahrhundert üblich und stellenweise sogar balkonartig erweitert.

Aus meiner Jugend erinnere ich mich noch, daß an milden Sommertagen die alten Beischläge in der Hafengegend den Aufenthalt der Familie bildeten. Nichts Lustigeres als der Anblick eines solchen Straßenlebens mit all den lachenden und schwagenden Menschen, die

alle Bänke füllen und noch einen großen Teil der Straße überfluten. Heute sind bei den Straßenregulierungen die Beischläge fast überall verschwunden, und wo ein einzelner noch übriggeblieben ist, wird er kaum noch so wie früher benutzt.

Ehemals gehörte der Beischlag zu den ganz volkstümlichen Formen unserer Architektur.

Im fünfzehnten Jahrhundert bildete er die hervorragendste Zier der Fassade und vertrat als Schmuckträger die Stelle des später in Anlehnung an südliche Baugedanken reicher ausgebildeten Portals. An Ort und Stelle erhaltene Beispiele sind sehr selten. In Hamburg gibt es keine mehr aus so alter Zeit.

In Lübeck stehen noch die beiden hohen Stelen vor dem Schifferhaus, aber die Bänke fehlen, die sie früher mit dem Hause verbanden. Am Rathhausportal werden die beiden kostbaren Bronzetafeln bewundert, die vielleicht einstmals nicht die Rückwand des Sitzes bildeten, wie heute, sondern ebenfalls die Stirn der Bank schmückten und weit höher angebracht waren als heute, wo sie ganz versteckt stehen. Doch ist dies nur eine Vermutung. Sie sind vielleicht die einzigen in diesem edlen Material. — Auch in Lüneburg finden sich an der ursprünglichen Stelle noch Beischlagpfosten des fünfzehnten Jahrhunderts erhalten.

Bei uns in Hamburg dürften heute die ältesten Beispiele vor den Häusern aus dem achtzehnten Jahrhundert stammen. Aber wir sind zu dem Schlusse berechtigt, daß die Beischläge dem Bild der Hamburger Straßen im fünfzehnten Jahrhundert den künstlerischen Charakter gaben. Ein glücklicher Zufall hat uns nicht nur eine gleichzeitige Abbildung, sondern auch eine Reihe ganz hervorragender Bruchstücke erhalten.

Die Abbildung findet sich auf dem linken Flügel des Altars der Maler in der Jakobikirche. Wir sehen darauf dieselbe Anlage, die in einem einzelnen Beispiel noch bis zum Brande von 1842 erhalten geblieben war. Die Treppenwangen bilden den Sitz und werden vorn von dem Paar hochragender, stelenartiger Pfosten abgeschlossen, die am Kopfstück die Wappen tragen und darunter die Jahreszahl 1499.

Weiter unten trägt jeder der Pfosten einen Ring, das Reitpferd anzubinden, an der Erde ist jedem ein unregelmäßiger Block als Prellstein vorgelegt. Im Hintergrunde läßt sich erkennen, daß auch andere Häuser ähnliche Beis schläge hatten.

Aber diese Darstellung würde uns von dem Reichtum und der Mannigfaltigkeit der im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert vorhandenen Bildungen keine Vorstellungen geben, wenn uns keine Originale erhalten wären.

Der Steinsetzmeister Stiefvater hat alle Reste von Beis schlägen, die sich beim Abbruch von Haustreppen fanden, wo sie mit dem Gesicht nach unten als Stufen geendet hatten, sorgfältig aufbewahrt. Seine Witwe hat sie sodann dem Museum für Hamburgische Geschichte geschenkt. Aus späteren Funden ist noch einiges hinzugekommen, ein prächtiges Stück mit Figuren im Relief bewahrt das Museum für Kunst und Gewerbe auf.

Wir können an diesem Material die Entwicklung fast zwei Jahrhunderte lang verfolgen, und es lassen sich deutlich drei Typen unterscheiden.

Die älteste Form scheint eine oft über manneshohe stelenartige Steinplatte gewesen zu sein, deren oberes Ende ein rundes Kopfstück mit deutlich markiertem Halseinschnitt bildete. Bei den einfacheren Formen enthielt dies Kopfstück ein Wappen. Zuweilen war auch die ganze Fläche geschmückt. In einem Falle mit einer einzigen großen Figur, in einem anderen mit getrennten Darstellungen, dem Wappen auf dem Körper der Stele, einer Auferstehung Christi im Kopfstück.

Diese Form, die den Kopf der auf der Bank Sitzenden beträchtlich überragte, wurde, vielleicht einer bequemeren Umschau wegen, durch eine kürzere und breitere ohne Kopfstück abgelöst, die im sechzehnten Jahrhundert sich der Anbringung von Renaissance-Architektur gefügiger zeigte, aber im fünfzehnten bereits vorkommt.

Ziemlich spät im sechzehnten Jahrhundert scheint dann ein dritter Typus ausgebildet zu sein in Gestalt eines dicken, vierseitigen Pfostens, der an den drei äußeren Seiten mit Renaissance-schnörkeln und kleinen

figürlichen Reliefs bedeckt wurde, da für größere Darstellungen kein Platz war.

Die schönste von allen Beischlagsplatten ist zugleich wohl die älteste, die mit dem heiligen Georg in der Sammlung hamburgischer Altertümer. Früher galt sie als Grabstein, Günther Gensler hat sie zuerst als Teil eines Beischlages erkannt. Es ist ein sehr großes Kunstwerk, eins der interessantesten aus der ganzen Epoche.

Die Technik ist nicht eigentlich die eines Steinmezes. Schon auf den ersten Blick wird man an die Messingplatten auf den Kirchengräbern erinnert. Wie bei diesen handelt es sich um eine Zeichnung, deren Hintergrund flach ausgehoben ist. Man wird kaum fehlgehen, wenn man die Zeichnung als Werk eines Malers ansieht, denn dem Steinmez sind ganz andere Ausdrucksmittel geläufig. Vielleicht läßt sich sogar der Maler nachweisen, von dem die Zeichnung stammt. Der Tracht nach gehört das Werk in die zwanziger oder dreißiger Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts. Damals schuf in Hamburg Meister Francke eine Anzahl köstlicher Bilder. Das schönste darunter ist unser Christus als Schmerzensmann, das umfangreichste der Thomasaltar unserer ehemaligen Johanniskirche, jetzt aus dem Museum zu Schwerin in den Besitz der Hamburger Kunsthalle gelangt. Auf letzterem befinden sich Ritterfiguren, die in Waffen und Tracht an den heiligen Georg unseres Beischlages erinnern. Die Vermutung, daß die Werke von der Hand desselben Meisters stammen, habe ich schon vor einigen Jahren im Verein für Hamburgische Geschichte ausgesprochen.

Die Gestalt des heiligen Georg imponiert durch die pathetische Bewegung, die dem verfügbaren Raume mit größtem Geschick angepaßt ist, und durch den eigenartigen Typus des Gesichts. Er ist kein jugendlicher Heiliger mit allgemeinen Idealzügen, sondern das Bildnis eines sehr martialischen Mannes mit großer Nase und starkem Schnurrbart — eine nahe verwandte Physiognomie kommt auf Franckes „Auferstehung“ bei einem der Krieger vor. — Gerade dieser bildnisartige Charakter des Kopfes rückt dieses kostbare Werk in die Nähe der Thomasbilder von Meister Francke.

Welcher Heilige mag das Seitenstück gebildet haben? Und vor welchem Hause mögen diese beiden Niesengestalten den Eingang bewacht haben? Wenn wir uns die Großartigkeit der Gesamtanlage vergegenwärtigen, können wir die Frage nicht unterdrücken, ob die Straßen des modernen Hamburg irgendwo ein so mächtiges Kunstwerk enthalten. Im ganzen Norden weiß ich nur ein Kunstwerk, das sich mit ihm messen kann, das ist der Roland in Bremen, dessen Antlitz zu den bedeutendsten Werken der gesamten deutschen Skulptur gehört.

Die übrigen Platten aus dem fünfzehnten Jahrhundert sind nicht so bedeutend, aber es finden sich unter denen mit Reliefs noch einzelne Prachtstücke, so das mit dem Junker und der Jungfrau als Schildhalter in der Sammlung hamburgischer Altertümer, das mit den Heiligen im Museum für Kunst und Gewerbe.

Aus dem sechzehnten Jahrhundert bewahrt dasselbe Museum eine ganze Reihe zierlicher, wappengeschmückter Stelen und eine Platte mit Reliefs auf, darunter eine mit der Anbetung der Hirten in sehr origineller Anordnung.

Eine sorgfältige Publikation dieser Reste wäre sehr zu wünschen.

Wenn sie uns auch Vorbilder nicht bieten, dürften sie uns doch in mehr als einer Beziehung anzuregen geeignet sein. Es ist schon ein Gewinn, wenn sie uns beschämen.

Das gute alte Wort Beischlag lebt vielleicht wieder auf, wenn wir es für die unbedeckte Terrasse am Hause anwenden.

Denn obwohl der Beischlag für das Haus in der Stadt nur in seltenen Fällen noch empfohlen werden könnte, läßt sich seine Verwendung beim kleinen Landhause sehr wohl vorstellen. Ist der Vorgarten nicht groß, und will man den Raum für eine besondere Sitzgelegenheit sparen, so sind die beiden Bänke auf der Treppenwange des Einganges das Gegebene. Da man an dieser Stelle des Durchganges wegen keinen Tisch aufstellen kann, so müßten über den Arm- und Rückenlehnen Flächen zum Absetzen von Tassen und Arbeiten vorhanden sein. Wenn diese Sitzgelegenheit mit einem Dach versehen wird,

ist darauf zu achten, daß das Oberlicht, das die Diele erhellt, darüber angebracht wird, oder daß ein Seitenfenster nicht fehlt. Für den Architekten dürfte bei der Entwicklung des kleinen Landhauses das Motiv unseres alten Beischlages sich von großem Wert erweisen.

Es mag darauf hingewiesen werden, daß auch das Regendach über der Haustür, das in einzelnen Fällen in Harzstädten wie Goslar noch erhalten ist, früher am Hamburger Hause vielfach vorkam. Beispiele sind uns auf den Handzeichnungen von Matthias Scheits aus dem siebzehnten Jahrhundert in der Kunsthalle erhalten.

## Haustüren

In meiner Kindheit steckte Hamburg noch voll herrlicher alter Dinge, die nun verschwunden oder sehr rar geworden sind.

Die Haustüren gehörten dazu.

Wenn ich heute noch in unberührten Straßen an einer alten Haustür vorüberkomme, habe ich ein Gefühl, als müßte ich den Hut ziehen. Denn die Türen und Portale unserer alten Häuser waren meine ersten Lehrer der Kunstgeschichte, ausgezeichnete Lehrer, die nicht redeten, aber doch beständig anregten. Einige trugen die Jahreszahl im Oberlichte, die meisten waren undatiert. Da der historische Sinn im neunzehnten Jahrhundert sehr früh geweckt wird, nimmt es nicht Wunder, wenn schon ein Kind von den datierten Portalen ausgehend, die Entstehungszeit der undatierten zu bestimmen sucht. Ich hatte sehr bald heraus, daß es keine Türen gab, die mehr als hundert bis hundertzwanzig Jahre zählten. Oft trugen die Steinportale eine Jahreszahl aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, und die grüne Tür mit ihrem weißen Oberlicht im alten Bogen wies die Schnörkel des Rokoko auf. Warum gab es keine älteren Türen? Die Änderung des Geschmacks konnte nicht die Ursache sein, denn der spätere Geschmackswechsel hatte die Türen in Rokoko unberührt gelassen, und als man die Türen erneuerte, ließ man die Steinportale in Ruhe. Es mußte schon sein, daß, wie dem Zaun, dem die Volkserfahrung ein Lebens-

alter von fünf Jahren gibt, auch der Haustür vom Geschick ihre Spannezeit zugemessen ist, hundert oder hundertundfünfzig Jahre, wie es scheint, bei uns, in unserem feuchten Klima.

An diesem Alter der Türen lernte ich unterscheiden, wie von zehn zu zehn Jahren der Geschmack wechselte. Und als ich in späteren Jahren die Altertümer dieser Epochen in andern Städten und in den öffentlichen Sammlungen studierte, war ich in der Formensprache der letzten Jahrhunderte ganz zu Hause. Das dankte ich unseren alten Türen und Portalen.

Ein Kind, das heute in Hamburg aufwächst, findet solche Anregungen nicht mehr so reichlich wie zu der Zeit, als Wandrahm, Kehrvieler und Rajen noch standen. Aber immerhin sind gegenwärtig in Hamburg und in den benachbarten Städten und Flecken noch sehr viele Türen des achtzehnten und der ersten beiden Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts übriggeblieben, die nicht viele Jahrzehnte mehr Dienst tun werden.

Da wäre es eine sehr lohnende Aufgabe für unsere Dilettanten, in tüchtigen, sehr sorgfältigen Aufnahmen die Veröffentlichung eines „Hamburger Türbuches“ vorzubereiten.

Eine solche Sammlung soll nicht etwa Muster zum Nachahmen bieten. Die Zeit, in der man solche Wünsche hegte, liegt hinter uns, und für diesen Zweck würde die Mühe nicht lohnen.

Sie soll uns vielmehr ein Stück Poesie aus dem Leben unserer Vorfahren retten. Denn die alten Haustüren haben in der Tat etwas poetisch Anheimelndes. Bei den einfacheren Häusern waren sie die einzigen Schmuckträger an der Fassade. Wer heute mit der Straßenbahn nach Ottensen fährt, findet in den engen Straßen Altonas noch zahlreiche alte Haustüren von sehr liebenswürdigen, einfachen Formen, und wenn er Interesse und Zeit hat, kann er in den schmälern Nebenstraßen noch viele Entdeckungen machen. So wird er in Altona noch die Anlage der quergeteilten Türen finden, wie sie in den Marschengang und Gäbe sind, Türen, deren Oberteil für sich geöffnet werden kann und nach innen schlägt. Diese Form der Tür hat etwas sehr

Behagliches, und es läßt sich wohl denken, daß wir sie bei der künftigen Ausbildung des Landhauses wieder aufnehmen.

Und wie in Hamburg stand es früher bis in die kleinsten Städte hinein im ganzen Norden von Deutschland. Es ist schon so vieles gesammelt und publiziert worden von der Grabplatte bis zur Handlaterne. Eine Sammlung der Motive, die für die Gestaltung und den Schmuck der Haustür und ihres Oberlichtes zur Anwendung gekommen sind, würde einen tiefen Blick in die Seele unserer Vorfahren tun lassen, die gewiß nicht reicher waren als wir, in deren Herzen aber mehr Liebe zu schönen Dingen des täglichen Gebrauchs lebte. Wie selten wird bei einem neuen Hause auf den Schmuck der Tür Wert gelegt, wie armselig sind mit seltenen Ausnahmen die Gedanken ihres Aufbaues und ihres Schmuckes.

Wenn wir eine hübsche Sammlung alter Erzeugnisse in Zeichnungen beisammen haben, wird sich vielleicht mancher, der sich ein Haus baut, anregen lassen, die alte schöne Sitte wieder aufzunehmen. Denn eine schöne Haustür in einer schlichten Fassade ist nicht nur Schmuck, sondern auch Symbol. Sie sagt aus, daß der Bewohner, der den billigen äußeren Prunk mit Säulen und Ornament an seinem Hause nicht liebt, sich im Innern eine behagliche künstlerische Umgebung geschaffen hat. Denn obwohl die Haustür von der Straße aus gesehen wird, gehört sie doch gewissermaßen schon zur innern Ausstattung.

Die Motive wird man den alten Türen nicht zu entlehnen brauchen. Wozu wäre der neue Stil da, der jetzt in der Kulturwelt jedem jungen Künstler und Handwerker unbewußt in den Fingern liegt wie einst das Rokoko?

### Veranda, Balkon, Erker

Unsere Vorfäter scheinen die Laube am Haus, denn das ist die Veranda, nur für die städtische, nicht für die ländliche Architektur gekannt zu haben. Wie der Name andeutet, kam sie vom Auslande — wohl über England aus Indien — und das erst in unserm Jahrhundert.

Man merkt ihr heute noch an, daß sie kein einheimisches Gewächs ist. Sie gedeiht meistens nicht recht. Selten ist sie bequem und nützlich, in der Regel ein ornamentales und schädliches Anhängsel, wie so vieles in unserer Architektur.

Eine Veranda soll im Sommer bei jedem Wetter der Familie den bequemen Aufenthalt im Freien ermöglichen. Sie ist ursprünglich eine offene oder gedeckte Laube, in die man unmittelbar vom Zimmer aus eintreten kann, damit man bei heißer Sonne und bei Regenwetter Schutz hat und nicht erst, um das Dach der Laube zu erreichen, einen Weg durch den sonnigen oder nassen Garten zurückzulegen braucht.

Sie soll der Familie zum Aufenthalt dienen, auch wohl, wenn Besuch kommt, einer Gesellschaft. Dazu pflegt sie nun in der Regel nicht geräumig genug zu sein. Wer eine Veranda baut, sollte sie so groß anlegen, wie irgend zulässig. Praktisch brauchbar wird sie erst, wenn sie ein Zimmer mäßigen Umfangs ersetzen kann.

Solche Veranden sind bei uns sehr selten, höchstens bei großen villenartigen Anlagen zu finden. Sie sollten aber keinem Familienhause fehlen, denn der Aufenthalt im Freien darf eigentlich erst beim Eintritt der rauhen Jahreszeit aufgegeben werden.

Die gebräuchlichen Veranden sind klein und eng, und die Familie benutzt sie meist nur wenig oder überhaupt nicht, weil sich in dem engen Glaskasten niemand behaglich fühlt.

Das wäre vielleicht noch zu ertragen, wenn die überflüssige Anlage nicht den großen Nachteil hätte, daß sie das ganze Jahr hindurch ein Zimmer vollständig verdunkelt. In sehr vielen Häusern macht sie dies Zimmer geradezu unbrauchbar.

Die Bremer haben einen anderen Typus der Veranden ausgebildet. Man baut sie dort größer als in Hamburg und pflegt sie quer vor ein Zimmer mit zwei Fenstern zu legen. Damit sie kein Licht nimmt, trägt sie nicht, wie bei uns, einen Balkon oder ein festes Dach, sondern ist mit Glas gedeckt, und zu ihrem Aufbau wird fast ausschließlich Eisen verwendet.

\*

\*

\*

Daß der Hausbewohner in Hamburg mit seiner Veranda mit dem sogenannten Entreezimmer nicht sehr zufrieden ist, beweisen häufige Umbauten.

Aus dem Eisen- oder Holzbau pflegt ein Steinbau zu werden, dessen sämtliche drei Außenwände von Fenstern und Türen eingenommen werden.

Für den Sommer erweist sich diese Anlage zur Not brauchbar, im Winter ist sie meist eine Last, da sie selten mitgeheizt werden kann, und wenn sie einmal für Heizung eingerichtet ist, das Zimmer doch nur an milden Tagen bewohnbar macht, weil die Abkühlungsfläche der Fenster zu groß ist.

Diese Art Anlagen sollte man niemals gutheißen.

Wo der Platz es erlaubt, sollte man die Veranda an eine fensterlose Wand legen. Wenn sie eine abgeschlossene Rückwand hat, läßt sie sich weit behaglicher einrichten. Es ist ungemütlich, Fenster im Rücken zu haben.

Die Treppe nach dem Garten sollte nie an der Mitte der Vorderseite hinabführen, weil das den benutzbaren Raum zerreißt. Am meisten Platz gewinnt man und die beste Art, die Möbel bequem zu ordnen, wenn man die Treppe an eine der Schmalseiten legt, und zwar, wenn der Raum nicht sehr groß ist, wieder nicht in die Mitte, sondern an die Hauswand gelehnt.

Wer so viel Platz hat, neben die gedeckte Veranda noch eine ungedeckte Terrasse — einen Weischlag — zu legen, sollte es nicht unterlassen. Wer eine solche Anlage benutzt hat, weiß, wie sehr viel angenehmer es sich bei gutem Wetter auf der unbedeckten Terrasse unter freiem Himmel lebt als auf der gedeckten Veranda.

Auf eins ist bei jedem Neu- und Umbau zu achten: die geschlossene Veranda, die auch im Winter benutzt werden soll, darf nicht von Pfeilern oder gar Säulen getragen werden. Wo diese Parasiten in unserer Architektur auftreten, ist eine praktische Fensterbildung unmöglich.

Man darf ohne Umschweif behaupten, daß die vernünftige Aus-

bildung und Eingliederung unserer Veranden bisher nur an der übeln Gewohnheit der Architekten und Maurermeister gescheitert ist, für alles eine „architektonische“ Form finden zu wollen.

\* \* \*

Das Klima hat in Hamburg nicht zur Erfindung oder Ausbildung des Balkons geführt. Es ist zu rauh, zu regnerisch und zu windig.

Bis ins siebzehnte Jahrhundert dürfte er sehr selten gewesen sein oder doch nur in Form einzelner gedeckter Holzlauben bestanden haben, wie man sie an den Fleeten hier und da noch beobachten kann. Als nach dem Hinausrücken der Befestigung während des dreißigjährigen Krieges der untere Teil des neuen Walles abgetragen wurde, zog mit der fremden Palastrarchitektur, von der das Palais Görz, das heutige Stadthaus, ein Beispiel gibt, auch der Balkon ein. Er blieb jedoch bis in die jüngste Zeit mehr ein Ornament als ein Gegenstand des Gebrauches, fast niemals sieht man ihn benutzt, wo er im ersten Stock des Einzelhauses über der Veranda zu liegen pflegt. Es müßte denn sein, daß er beim Reinmachen zum Klopfen der Möbel und Betten verwendet wird. Erst das Eindringen des Stagenhauses hat ihm eine größere Bedeutung gegeben. Aber auch hier macht sich der Einfluß des Klimas störend bemerkbar. Nur gedeckte und gegen den Wind geschützte Balkons sind bei uns für die Familie wirklich brauchbar, und wir werden schwerlich dahin kommen, ein Sommerwohnzimmer daraus zu machen, wie die Bewohner von Berlin W.

Auch in Berlin kam der Balkon wohl zuerst im sechzehnten Jahrhundert als ein Schmuck des Fürstenschlosses vor und wurde erst in der überfüllten Hauptstadt unserer Epoche ein notwendiges und deshalb rationell ausgebildetes Bauglied. Man legt ihn in neuerer Zeit denn auch so geräumig und so geschützt an, daß er der ganzen Familie zum Aufenthaltsort dienen kann. Geht die Rückseite des Hauses auf eine der großen Gartenländereien, wie sie in Berlin W so häufig sind, dann ist es an milden Sommerabenden ein liebliches Schauspiel, in der ganzen Runde vom ersten bis zum vierten Stock die Lampen durch das

Grün der Winden und Tropäolum, die das Gitter umranken, schimmern zu sehen. Denn der Balkon wird meist auch als Sommerwohnzimmer und Hausgarten verwendet. Wo er, wie in den neuen Stadtvierteln nördlich vom Tiergarten, als Hauptschmuck der Fassade ausgebildet ist, sieht man im Sommer die hohen Häuser der weiten Straßensfluchten von oben bis unten in den Schmuck grüner Blätter und bunter Blumen gehüllt, und der Wind, der hindurchstreicht, hebt überall die flatternden Ranken des wilden Weins, der üppig von den Balkons herunterhängt. Vor dreißig Jahren kannte die Berliner Architektur dies liebliche Motiv kaum.

In Hamburg wird es bei dem beständigen Winde in diesem Reichthum wohl nie heimisch werden können, doch verdient der Balkon auch bei uns, daß die Aufmerksamkeit der Hauserbauers sich ihm zuwendet. Und sollte er auch nur beim Klopfen und Bürsten hygienischen Zwecken dienen. Aber auch bei uns hat er keinen Sinn, wenn er eng und klein ist.

\* \* \*

Durchaus in den Kinderschuhen steckt in unserer modernen Architektur der Erker. In der Regel ist er so klein, daß sich eine einzelne Person kaum darin umdrehen kann. Dazu kommen die üblichen drei Fenster mit ganz niedrigen Fensterbänken. In dieser Abmessung und Einrichtung gehört er schlechtweg in das Gebiet des groben Unfugs.

Er nützt dem Bewohner des Zimmers gar nichts, macht aber durch seine kleinliche Fensterbildung, die namentlich beim trapezförmigen Grundriß schlimm zu sein pflegt, einen unruhigen Winkel. Wie man Erker bauen soll, können wir von unserem heimischen Stadt- und Landhaus und von der englischen Cottage lernen, wo er im Halbkreis oder Halboval dem Zimmer breit vorgelegt wird mit einem die ganze Weite umspannenden Fenster ohne Säulen und Pilaster, aber mit hoher Fensterbank. Er hat in dieser Ausbildung Raum genug, daß er mehreren Personen zum bequemen Aufenthalt dienen kann, gewährt freien Ausblick auf Garten oder Platz und bietet dem Zimmer die einheitliche,

ruhige Lichtflut, die es behaglich macht. Welch ein freundliches Element der Belebung der Fassade dieses bow-window bietet, läßt sich leicht vorstellen.

Sein Ursprung ist durchaus nicht ausschließlich englisch. Ähnliche Bildungen waren z. B. in den alten hamburgischen Stadthäusern als „Ausluchten“, kleine, mit Ziegeln gedeckte Vorbauten des Erdgeschosses, deren Wand von einem einzigen Fenster eingenommen wurde, sehr gewöhnlich. Runde Ausbauten ähnlicher Art finden sich an unseren Landhäusern vom siebzehnten Jahrhundert ab erhalten und sind vielleicht noch älter. Derartige heimische Motive sollten nicht in Vergessenheit geraten.

### Dritter Teil

#### Theorie und Historie

(1896)

Vom Standpunkt unserer Nachbarn betrachtet, sind wir das Volk der Historiker und Theoretiker mit mangelhaft entwickelten Sinnen.

An der Spitze ihrer Kritik steht der Hinweis auf die Bedürfnislosigkeit unserer Zunge, die gegen die Güte der Nahrungstoffe und gegen ihre Zubereitung gleichgültig ist, auf die mangelhafte Kultur unseres Auges, das keine hohen Anforderungen an Farbe und Form stellt, und auf die einseitige Kultur des Ohres, das eine mehr instrumentale Behandlung und Verwendung der menschlichen Stimme zuläßt.

Zur Begründung dieses Urtheiles wird auf die Tatsachen hingewiesen, daß wir keine nationale Küche der französischen gegenüberzustellen haben, daß wir in der Mode den englischen und französischen Weisungen folgen, daß unsere Malerei, Architektur und dekorative Kunst unsern Nachbarn kein Vorbild bietet, und daß in unserer Musik das instrumentale Wesen überwiegt.

Es wird schwer halten, den Kern von Wahrheit in diesen Urtheilen zu übersehen.

Auch auf dem Gebiete der dekorativen Künste läßt sich überall die